

Wolfgang Klein

Literaturwissenschaft, Linguistik, LiLi

1.

[...] so gestehe ich gern, daß in meinen hohen Jahren mir alles mehr und mehr historisch wird.

Goethe an Wilhelm von Humboldt

Dies ist das hundertste Heft der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*. Fünfundzwanzig Jahre - das ist eine Zeit, nach der auch eine Zeitschrift allmählich historisch zu werden beginnt. Es ist nicht viel weniger als die gesamte deutsche Romantik, etwas länger als Büchners ganze Lebensspanne, ebenso viel länger als die Zeit von Raabes letztem zu Lebzeiten erschienenen Roman bis zu Brechts *Baal*. Die Herausgeber, damals noch mit dem Mathematiker Rul Gunzenhäuser, an dessen Stelle dann bald die Romanistin Brigitte Schlieben-Lange getreten ist, hatten die im Nachhinein vielleicht nurmehr liebenswerte Vorstellung, daß es ja doch viele Gemeinsamkeiten, vielleicht sogar eine Einheit auf all jenen Gebieten gibt, die sich mit den verschiedenen Sprachen und ihren Hervorbringungen, den Texten, beschäftigen. Es war damals jene Zeit, in der sich an den Universitäten viele Philologien in einzelne Teilbereiche, etwa in Literaturwissenschaft, Linguistik und Mediävistik und manchmal noch andere, aufteilten. Wenn man sich den Gang der Wissenschaften seit der Antike betrachtet, möchte ein solches Auseinandertreten ganz natürlich erscheinen. Zu Beginn war alles, oder fast alles, einfach Philosophie, und die fortschreitende Erweiterung der Kenntnisse hat zu der reichen Struktur der Wissenschaften geführt, die wir heute kennen. Die Wissenschaft von der Sprache und den Werken der Sprache ist, gemessen an den Wissenschaften von der Natur und ihren Werken, ein Spätentwickler, und sie hat nach wie vor nicht die Reife jener erreicht. Man sieht es allein schon daran, daß ein jeder, der da lesen und schreiben kann, glaubt, etwas über Sprache und Literatur sagen zu können, und dies vielleicht nicht einmal ohne Grund. Merkwürdig ist nun, daß die einzelnen Naturwissenschaften, Biologie, Chemie, Physik, wie immer man die Unterteilung macht, in gewisser Weise doch wiederum eine sind; biologische Prozesse sind chemische, und chemische Prozesse sind physikalische, und die Gesetze dieser sind die Gesetze jener, wenn auch der Grad der Auflösung, mit der man die Erscheinungen beschreibt, ein verschiedener ist und so eine jede Disziplin ihr Recht hat. Warum sollte dies für jene Fächer anders sein, die sich mit der Struktur und Funktion der Sprache,

mit ihrer historischen Entwicklung oder mit den Eigenschaften sprachlicher Werke, vom Ritterepos bis zum Hörspiel, vom Kaffeeklatsch bis zum Nachtgebet, befassen und ihnen ihre Geheimnisse zu entreißen versuchen? Eigentümlicherweise ist zwischen jenen, die sich aus Pflicht und Neigung mit diesen verschiedenen Aspekten des Sprachlichen beschäftigen, aber nicht nur das Bewußtsein verloren gegangen, daß letztlich alles von denselben Prinzipien bestimmt ist, so unterschiedlich sich diese im einzelnen zeigen mögen; ihr Verhältnis zueinander ist auch weithin von Verständnislosigkeit, Gleichgültigkeit, Mißtrauen, ja Abneigung gekennzeichnet. Die große Familie, zu der sie gehören, gleicht bisweilen den Atriden. Dies galt vor fünfundzwanzig Jahren, es hat sich nicht geändert. Dafür gibt es viele Gründe. Der wichtigste unter ihnen scheint mir zu sein, daß unsere Wissenschaften, gemessen beispielsweise an den Naturwissenschaften, nicht weit genug entwickelt sind. Wir haben unser Wissen ungemein gemehrt, aber was die Prinzipien angeht, die alles Sprachliche bestimmen, seine Struktur, seine Entwicklung, seine Wirkung in den unterschiedlichen Hervorbringungen, so sind unsere Galileis, Newtons, Darwins noch nicht gekommen. Keiner in unseren Fächern hat diese Prinzipien; aber die einzelnen unterscheiden sich vielleicht darin, für wie lohnenswert und aussichtsreich sie es halten, danach zu suchen.

2.

... ja, ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich.

Goethe weiter an Wilhelm von Humboldt

Das ist in der Tat eine Gefahr, daß einem nicht nur die Dinge historisch werden, sondern man sich selber auch. Als ich Helmut Kreuzer zum ersten Mal getroffen habe, saß er auf dem Fußboden. Dies war im Jahre 1966, im Germanistischen Seminar der Universität des Saarlandes, an dem er damals den Lehrstuhl in der Neueren Literaturwissenschaft vertrat, den er wenig später erhalten hat. Kurz zuvor hatte ich, angeregt von Alois Brandstetter, Mediävist und Dichter, für den Saarländischen Rundfunk eine längere Rezension des Buches *Mathematik und Dichtung* geschrieben. Er war es auch, der mich dann dem Herausgeber dieses Buches vorstellen wollte, und so saß Helmut Kreuzer denn dort auf dem Fußboden, in ein Buch versunken, das er aus dem untersten Regal herausgenommen hatte. Mit jener unvergleichlichen Lebenswürdigkeit, mit der man nicht nur Freunde fürs Leben gewinnt, sondern auch Rezensenten entwarfnet, hat er mich gleich dazu gewonnen, für die zweite Auflage dieses Buchs (1967 erschienen) eine annotierte Bibliographie beizusteuern. *Mathematik und Dichtung*, das ist schon schwarzer Schnee. Zwar mögen auch mathematische Strukturen für manche ihre Poesie haben; Max Bense, einer der Inspiratoren von *Mathematik und Dichtung*, hat es immer wieder betont. Aber hier ging es ja darum, ob man so etwas wie eine ganz exakte, eine gleichsam naturwissenschaftliche Literaturwis-

senschaft entwickeln könne. Einem solchen Programm stehen viele Einwände, emotionale wie auch sachliche gegenüber, und meine damalige Rezension hat mit dem Bemerkten geschlossen, daß manche dieser Einwände ihre Berechtigung haben, daß aber auch hier das Wort des älteren Plinius gelte: »Quam multa fieri non posse, priusquam sint facta, iudicantur.« Und ebendies gilt auch, glaube ich, für das etwas bescheidenere Programm, zumindest all jene Disziplinen, die sich mit der Sprache und den sprachlichen Werken befassen, nicht ganz auseinanderfallen zu lassen, sondern nach dem Gemeinsamen zu suchen - eben jenem Programm, oder vielleicht der Hoffnung, die der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* zugrundeliegt.

Die Wirklichkeit der Institute, sei es in der Germanistik, der Romanistik, der Slawistik, gleichweicher Philologie, ist nicht so. Sie sind in verschiedene Abteilungen getrennt, deren Angehörige sich mit kollegialer Freundlichkeit, manchmal mit Achtung, ebensooft mit Gleichgültigkeit, oft genug mit Abneigung begegnen. Sie lesen einander nicht. Man freut sich über die Ausnahmen, die es gibt, aber man kann sich nicht verhehlen, daß es Ausnahmen sind. Bei Anlässen wie etwa dem fünfundzwanzigjährigen Bestehen einer Zeitschrift harmonisiert man gern, und so wäre es denn passend, hier ein paar schöne Worte über die beiden Disziplinen zu sagen, die LiLi im Titel führt. Die Wahrheit ist jedoch, daß heute Linguistik und Literaturwissenschaft weiter auseinander sind denn je.¹ Was sind die Gründe dafür?

Da gibt es sicherlich viele. Einer der wichtigsten aber sind zwei gleichsam schon kanonische Vorurteile, die jeweils die eine Seite gegenüber der anderen hat und die ich hier einmal der Deutlichkeit halber etwas krasser formulieren will, als sie in Wirklichkeit bestehen mögen. Ich glaube, daß die Literaturwissenschaftler in aller Regel die Vorstellung haben, daß die Sprachwissenschaft, jedenfalls die moderne, nichts ist als ein unverständlicher, esoterischer Formelkram, der sich von der Realität der Sprache vollkommen gelöst hat. Die Sprache in ihren unterschiedlichsten Erscheinungsformen, vom Gespräch beim Friseur bis zur hohen Poesie, ist etwas Faßliches, Konkretes, das die Linguisten in Wäldern von Strukturbäumen verschwinden lassen. Für die Sprache, in der die Linguisten zueinander reden, gilt, was Chamfort über die Sprache der Basken gesagt hat: »Es heißt, daß sie einander verstehen. Ich glaube es aber nicht.« Dies ist, etwas zugespitzt, das kanonische Vorurteil der Literaturwissenschaftler gegenüber den Linguisten. Das kanonische Vorurteil der Linguisten gegenüber den Literaturwissenschaftlern ist dasselbe, und wiederum ganz anders: Man kann sie nicht verstehen, weil es gar nichts zu verstehen gibt. Es bleibt alles im Vagen, nichts läßt sich so recht fassen, es gibt keine Kriterien dafür, wie man das

Ich sollte vielleicht hier, falls es denn nötig sein sollte, betonen, daß sich Linguistik und Literaturwissenschaft, hier und in LiLi überhaupt, nicht auf die deutsche Sprache und Literatur der Neuzeit beschränken. Es gibt eine mediävistische Sprachwissenschaft, es gibt eine mediävistische Literaturwissenschaft, es gibt andere Philologien als jene von der deutschen Sprache.

Wahre vom Falschen scheiden kann, es gibt eigentlich keinen sinnvollen Erkenntnisfortschritt, sondern nur Meinungen.

Es wäre natürlich jetzt der rechte Moment gekommen zu sagen, daß dies eben Vorurteile sind, die zu überwinden eine wesentliche Aufgabe für uns alle, für Linguisten wie für Literaturwissenschaftler ist. Ich fürchte aber, beide haben recht. Ich will diese Meinung, statt lange Argumente beizuziehen, einfach einmal mit der alten Methode der Exempla belegen (die Verfasser sind nicht angegeben, weil es ja beim *exemplum* auf das Typische ankommt und nicht auf das Individuelle). Der Literaturwissenschaftler hat recht:

We therefore generalize the definition of Move in the obvious way: if Move targets $K + \{w, \{X, Y\}\}$ in the structure S , raising a and merging a with K to form $L = \{w, \{a, K\}\}$, then K is replaced by L wherever it appears in S . If $S = K$, we have the special case in which the full structure is targeted and extended by Move. In the example of object raising just given, Move targets $K = \{AGR, VP\}$, forming $L = \{AGR, \{DP, K\}\}$, so it automatically modifies $TP = \{T, \{T, K\}\}$ to $TP' = \{AGR, \{T, L\}\}$, modifies $\{AGR, \{AGR, TP\}\}$ to $\{AGR, \{AGR, TP'\}\}$, etc.

Der Linguist hat recht:

Damit haben wir interpretierend das innere Gleichgewicht der Hymne erspürt, in dem die strenge Hoheit des Ewigen und der süße Schmelz des seelen- und sinnhaft Menschlichen wunderbar und geheimnisvoll ausgewogen sind. Der Kreis schließt sich, indem wir erkennen, wie es hier möglich wurde, den 'erfüllten Augenblick' in die mythische Welt selbst hineinzu-tragen, ohne sie damit aufzuheben, oder, schärfer gefaßt, dem Augenblick den mythischen Erkenntnisumriß einzuprägen, so daß er den zeitentrückten Grund des menschlichen Daseins überhaupt zu spiegeln vermag: das Titanische sowohl wie die offenste Hingabe enthüllen sich darin als nur zwei Seiten desselben Grundverhalts, nämlich der wesenhaften Gebundenheit des Menschen an seine Abstammung vom Allliebenden, oder, wenn wir hier das Gleichnis vom sonnenhaften Auge noch einmal anführen dürfen, seiner Sonnenhaftigkeit.

Natürlich wird jetzt sofort ein Linguist kommen und sagen, daß man diese Formeln wohl verstehen kann. Und ein Literaturwissenschaftler wird kommen und sagen, daß das hier Gesagte alles andere als vage ist und daß es sehr wohl Maßstäbe dafür gibt, ob es wahr oder falsch ist. Und der eine glaubt dem andern nicht, und der andere nicht dem einen.

Da ich nun selbst ein Linguist bin, will ich vielleicht doch das linguistische Vorurteil ein bißchen zurücknehmen (in einem gewissen Sinne wohl auch beibehalten). Mir scheint nämlich, daß es zwar in allen Wissenschaften um das Wahre und das Falsche geht und darum, das Ausmaß und den Anteil des Ersteren zu mehren, daß man aber sehr wohl unterschiedliche Formen des Erkenntnisfortschrittes unterscheiden sollte. Etwas vereinfacht gesagt, gibt es so etwas wie einen *additiven* und einen *substitutiven* Erkenntnisfortschritt in den einzelnen Disziplinen - und zwar in allen Disziplinen, obwohl ihr relativer Anteil sehr unterschiedlich sein mag und sich auch im Laufe der Zeit nicht selten verschiebt.

Mit substitutivem Erkenntnisfortschritt meine ich, daß, was man auf einem bestimmten Felde zu einer bestimmten Zeit über irgendeinen Gegenstand herausgefunden hat, dasjenige, was man zuvor über diesen Gegenstand geglaubt hat, *ersetzt*. Das, was zuvor da war, ist damit in gewisser Weise ad acta gelegt, es

gehört ins Museum der Wissenschaften, als Kuriosum oder auch als seinerzeit bedeutende, nun aber überwundene Leistung unserer Vorgänger im Geschäft der Erkenntnis. Über Jahrhunderte haben die Menschen geglaubt, daß die Krankheiten in erster Linie durch Dyskrasien der verschiedenen Körpersäfte Zustandekommen, sie haben mit dieser Auffassung bisweilen erstaunliche Heilerfolge erzielt, sie sind oft damit gescheitert, nicht anders als die ärztliche Wissenschaft unserer Tage auch. Niemand aber glaubt heute mehr an die Lehre von den Dyskrasien, sie ist einfach überwunden, durch andere Auffassungen ersetzt, so wie an die Stelle dieser wiederum andere treten werden: Die Entwicklung ist substitutiv. Mit einem additiven Erkenntnisfortschritt meine ich, daß neben frühere Erkenntnisse in einem bestimmten Bereich neue, andere treten, die zu jenen entweder überhaupt nicht in einem Gegensatz stehen oder aber dieselbe Sache in gewisser Weise anders betrachten. In beiden Fällen mehren sie gleichfalls unsere Einsicht auf dem jeweiligen Gebiet, ohne jedoch das, was vorher war, gleichsam zu überschreiben und auszulöschen: Es besteht gleichberechtigt weiter.

Man kann den Unterschied vielleicht besonders schön am Beispiel des Aristoteles zeigen, der ja sowohl ein Philosoph (im heutigen, engeren Sinne dieses Wortes) wie auch ein bedeutender Naturwissenschaftler war, vielleicht der bedeutendste, der je gelebt hat. Wir würden nun nicht sagen, daß, was Aristoteles über die Metaphysik gesagt hat, die einschlägigen Ausführungen des Plato als falsch erwiesen hat, so wie er denn selbst durch den Heiligen Thomas widerlegt wurde und dieser durch Descartes und der wiederum durch Kant und Kant schließlich durch Heidegger oder durch Wittgenstein. In gewisser Weise steht Plato neben Aristoteles und neben Spinoza und neben K.C.F. Krause und neben Vaihinger, und auch die Philosophen unserer Tage haben sich mit aufs Klassenphoto gestellt. Dennoch kann man sicher nicht sagen, daß es in der langen Geschichte der Philosophie keinen Erkenntnisfortschritt gegeben habe. Er ist nur anderer Art. Nun war Aristoteles nicht nur Metaphysiker, sondern eben auch Biologe. Bertrand Russell meinte sogar, er sei eigentlich überhaupt nur als Biologe bedeutend gewesen, eine Meinung, der ich selbst nicht beitreten kann. Wir neigen allerdings dazu, die Leistungen des Stagiriten auf diesem Gebiet zu vergessen, wahrscheinlich deshalb, weil so vieles, was er über die Entstehung der Fliegen oder über die Zeugung der Tiere oder über die Eigenschaften der Waldohreule gesagt hat, einfach falsch ist, obwohl es sich länger vor der *scientific community*, diesem selbsternannten obersten Gerichtshof der wissenschaftlichen Wahrheit, behauptet hat als mutmaßlich alles, was uns heute als wissenschaftlich erwiesen gilt. Wir wissen heute, daß seine Auffassungen falsch waren; sie tauchen nur noch im Kuriositätenkabinett der Wissenschaften auf; sie sind substituiert. Nicht alles freilich, was Aristoteles an biologischen Fakten gewußt hat, ist ersetzt; in vielem hatte er auch recht, und dieses Wissen ist nicht substituiert, sondern bloß ergänzt worden.

Wie schon gesagt, finden wir in allen Disziplinen beide Formen des Erkenntnisfortschrittes; aber ihr Anteil und ihre Bewertung sind höchst verschieden. In

der Philosophie ist er im wesentlichen additiv, in der Biologie, wie in allen Naturwissenschaften, vorwiegend substitutiv. Die Literaturwissenschaft ist in ihrem Kernbereich durch additive Entwicklung des Wissens gekennzeichnet. Es gibt aber freilich sehr wohl Bereiche mit substitutivem Erkenntnisfortschritt; diese Bereiche würde man allerdings eher als Hilfsgebiete ansehen. Ob die erste Auflage des *Doktor Faust* von Heine bei Hotop in Kassel oder bei Voigt in Wandsbek erschienen ist, diese Frage ist inzwischen entschieden, eine früher gehegte Auffassung ist widerlegt. Das aber ist ein vergleichsweise marginales Problem der Disziplin, gemessen etwa an der Frage, wie man den *Doktor Faust* als sprachliches, als literarisches Kunstwerk zu deuten hat oder wie sein Verhältnis zu anderen Gestaltungen des Faust-Stoffes zu sehen ist. In diesem Punkt ist der Fortschritt, wenn es ihn denn überhaupt gibt, eher von additiver Art: eine Deutung tritt neben eine andere, und alle fühlen sich belehrt.

3.

Die Sprachwissenschaft, die ältere wie die neuere, versteht sich hingegen eindeutig als eine Disziplin, in der es im genannten Sinne um substitutiven Fortschritt geht. Die modernen Linguisten, wie schon ihre Vorgänger im vergangenen Jahrhundert, schmeicheln sich, frühere Analysen eines bestimmten Gegenstandsbereiches, sagen wir des deutschen Vokalismus oder der Struktur des Relativsatzes, ein für allemal erledigt zu haben: Die jetzigen sind richtig, die älteren sind falsch und gehören ins Museum. Dort werden vielleicht auch die heutigen einmal landen, wenn entsprechende Beweise kommen. Dies ist die allgemeine Ansicht, es ist auch die meine. Darin liegt, so scheint mir, vielleicht der massivste Gegensatz zwischen linguistischer und literaturwissenschaftlicher Betrachtungsweise, und er ist ein tieferer Abgrund zwischen den Disziplinen als etwa der unterschiedliche Gebrauch der Sprache, den wir oben am Beispiel der Realität karikiert haben und der vielleicht eher eine Folge dieses eigentlichen Gegensatzes ist.

All dies ist, wie gesagt, aus der Perspektive des Linguisten gesehen, der die der Literaturwissenschaft zu begreifen versucht, und auch zu begreifen versucht, weshalb die Entwicklung immer weiter auseinanderzugehen scheint. Ich will nun zumindest für den Moment einmal versuchen, die Linguistik von außen her zu betrachten, aus der Perspektive eines wohlwollenden, aber auch kritischen Vertreters der Literaturwissenschaft. Wenn es in der Linguistik so ist, daß der Erkenntnisfortschritt ein substitutiver sein sollte, so mag leicht einer kommen und sagen: »Wo ist denn nun in der Tat dieser Erkenntnisfortschritt? Was haben die modernen Linguisten in den letzten fünfundzwanzig Jahren beispielsweise über die deutsche Sprache, sei es die der Gegenwart oder der Vergangenheit, Neues herausgefunden, das frühere Analysen widerlegt oder auf eine völlig neue Ebene der Erkenntnis hebt?« Und da gerät der Linguist ein wenig ins Stocken.

Was hat man eigentlich herausgefunden, das man in vielleicht etwas aufbereiteter und popularisierter Form, aber doch guten Gewissens der Gemeinschaft der an der Sprache und ihren Gesetzen Interessierten mitteilen könnte? Was ich selbst glaube, kann man vielleicht folgendermaßen beschreiben. Es ist zum einen so, daß die Analysen der gegenwärtigen Linguistik außerordentlich subtiler, tiefer, wirklich tiefgründiger sind als vieles, ja das meiste, was man bis vor zwanzig oder dreißig Jahren gemacht hat. Dies gilt für die deutsche Sprache nicht anders als für die anderen Philologien, für die Gegenwartssprache ebenso wie für Probleme der Sprachgeschichte, obwohl letztere vielleicht weniger häufig behandelt werden. Das ist der positive Teil der Antwort. Auf der anderen Seite ist aber, so glaube ich gleichfalls, bislang relativ wenig an neuem Wissen herausgekommen, das man als »lexikonfest« bezeichnen könnte. Damit meine ich ein Wissen, das jenen Bestätigungsgrad, jenen Grad an Sicherheit erreicht hat, den man sich von einem guten Lexikon erwartet. Was wirklich wahr ist, können wir nie wissen, und dies widerspräche auch der Idee des substitutiven Erkenntnisfortschrittes: Wenn sich das Vergangene als falsch erweisen kann, dann muß sich auch das Gegenwärtige als falsch erweisen können.

Und an solchem lexikonfesten Wissen gibt es nun wenig, mit dem der moderne Linguist aufwarten könnte. Selbstverständlich gibt es über die deutsche oder eine andere normalerweise an der Universität studierte Sprache, sei es die der Gegenwart oder einer älteren Sprachstufe, eine Menge an lexikonfestem Wissen. Wir wissen einfach, wie die Kasusmorphologie ist, was die verschiedenen Wortstellungsmuster sind, wir kennen zumindest über weite Strecken die historische Entwicklung. Nur stammen diese Erkenntnisse nicht aus den letzten fünf- undzwanzig Jahren, sondern aus früherer Zeit und zu nicht geringen Teilen aus dem vorigen Jahrhundert. Der Linguist glaubt an den substitutiven Erkenntnisfortschritt, allein, er ist auf diesem Weg nicht allzusehr fortgeschritten. Woran liegt dies?

Es gibt sicher viele Gründe, von denen mir zwei besonders wichtig zu sein scheinen. Zum einen hat sich nicht nur die Germanistik (wiederum als Beispiel für alle Philologien) in ihrer Gesamtheit in Teildisziplinen wie Mediävistik, Linguistik, (neuere) Literaturwissenschaft aufgegliedert, sondern die Fraktionierung setzt sich in die Linguistik hinein fort. Ähnliches mag im übrigen auch für die beiden anderen Teilbereiche gelten; Literaturwissenschaft und Mediävistik sind für den Außenstehenden zumindest auch nicht eben monolithisch; aber darüber kann ich nichts sagen. In der Linguistik jedenfalls hat die Entwicklung in den letzten Jahren dazu geführt, daß sich die einzelnen Forscher immer mehr als Anhänger einer bestimmten Schule, eines bestimmten theoretischen Rahmens mit spezifischen Annahmen, einer spezifischen Beschreibungssprache und auch spezifischen Formalismen verstehen. Sie untersuchen zwar dieselbe Sprache und deren strukturelle Besonderheiten, aber sie tun dies in ihrer je eigenen Sprache, und die Kommunikation untereinander wird immer schwieriger. Dies führt denn zusehends dazu, daß ein tatsächlicher Erkenntnisfortschritt, wo es ihn denn gibt, innerhalb des jeweiligen »frameworks« liegt und von anderen gar

nicht bemerkt oder nicht verstanden wird. Was die eine Schule für sich entdeckt und vielleicht auch ganz präzise formuliert, das wissen andere vielleicht längst, bloß haben sie es in einem anderem Regelwerk, in einer anderen Beschreibungssprache zu erfassen versucht. Zwischen den einzelnen »frameworks« sind die Kommunikationskanäle zusehends versandet. In Wirklichkeit ist das Bild, wie man sich vorstellen mag, sehr differenziert; manches läßt sich wohl ineinander übersetzen, manche Richtungen stehen sich nahe, andere fern, manche Vertreter einer bestimmten Schule sind höchst dogmatisch und lehnen es ab, aus ihrem Rahmen Fallendes auch nur zu lesen, andere versuchen sich zumindest ein Bild zu schaffen, wieder andere wechseln die Schule, und dergleichen mehr. Aber die Tendenz ist klar: Der Erkenntnisfortschritt ist nicht mehr ein Erkenntnisfortschritt, der allgemein unseren lexikonfesten Wissensstand über beispielsweise die deutsche Sprache beträfe; es ist ein Erkenntnisfortschritt innerhalb einer bestimmten Denkschule; für andere ist es keiner, entweder weil sie längst dort angelangt sind, oder weil sie es nicht zur Kenntnis nehmen.

Der zweite Grund ist, daß sich, vielleicht unvermeidlich beim Fortgang einer Wissenschaft, das Interesse zunehmend von einer breiten Erfassung der sprachlichen Erscheinungen zu einem immer tieferen Bohren an Einzelphänomenen verlagert hat. Man versucht nicht mehr, den gesamten Bereich der deutschen (oder einer anderen) Sprache insgesamt mit den besten Methoden empirisch abzudecken, sondern man kapriziert sich auf bestimmte Teilbereiche, die immer wieder, immer wieder untersucht werden. Mit einem Schlagwort, die Untersuchung geht von der Breite in die Tiefe. Man findet daher eine Fülle höchst subtiler Untersuchungen beispielsweise der Pronominalisierung in komplexen Konstruktionen oder der Wortstellungsmöglichkeiten im Mittelfeld des deklarativen Hauptsatzes. Aber es gibt keine umfassende Grammatik der deutschen Sprache, in der man einfach nachschlagen könnte, was die moderne Linguistik beispielsweise über den deutschen Satz zutage gefördert hat - im Vergleich zu dem, was vielleicht vor dreißig, vierzig Jahren bekannt war. Dies gilt keineswegs nur für die Syntax. Ein anderes vielleicht noch schlagenderes Beispiel ist die lexikalische Semantik. In der Semantik insgesamt hat man - zumindest nach meiner Auffassung - in den letzten fünfundzwanzig Jahren ganz erhebliche Fortschritte gemacht. Doch hat sich die Entwicklung auf bestimmte Bereiche, insbesondere auf die Semantik bestimmter syntaktischer Konstruktionen, sagen wir die Bindungseigenschaften anaphorischer Elemente, konzentriert. Was man darüber weithin vernachlässigt hat, ist eine systematische Untersuchung der einzelnen Wörter - Nomina, Verben, Adjektive - in variierenden Kontexten. Es gibt auf der einen Seite konventionelle Wörterbücher, wie man sie mehr oder minder in derselben Form schon vor hundert Jahren hatte; es gibt auf der anderen Seite sehr punktuelle Untersuchungen einzelner lexikalischer oder funktionaler Elemente; was es nicht gibt, ist eine Bedeutungsanalyse umfassender Teile des deutschen Wortschatzes mit Methoden der modernen Semantik.

Das Bild, das ich hier gegeben habe, ist in mancherlei Hinsicht vereinfacht. Im großen und ganzen aber ist es sicher so, daß die Linguisten allen an der

Sprache Interessierten bislang wenig an lexikonfestem neuem Wissen vorlegen können - nicht weil es keine Fortschritte gegeben hat, sondern gerade, weil es viele Fortschritte gegeben hat. Warum erzähle ich all dies hier? Es erklärt zu einem wesentlichen Teil, weshalb das Programm einer Verbindung zwischen linguistischer und literaturwissenschaftlicher Analyse so wenig gediehen ist. Literarische Werke sind Hervorbringungen der menschlichen Sprachfähigkeit, und sie wirken, weil die umgekehrte, die rezeptive Seite der menschlichen Sprachfähigkeit sie verarbeiten kann. Es sind sprachliche Werke. Bei ihrer Produktion wie bei ihrer Rezeption spielen andere Bestandteile der menschlichen Kognition als das Sprachvermögen eine Rolle; dies ist aber bei anderen, nicht-ästhetischen Hervorbringungen der Sprache - einem Alltagsgespräch, einem Aufsatz, einer Sportreportage - nicht anders. Was immer ausgedrückt wird, und was immer verstanden wird, hängt von zwei Arten der Information ab. Dies ist zum einen das sprachliche Wissen, also die Kenntnis der Wörter und der Regeln, nach denen sie sich zu größeren Einheiten, zu Sätzen und zu ganzen Texten, zusammenfügen lassen; zum andern ist es das ganze kontextuelle Wissen von Sprecher und Hörer, Lesendem und Schreibendem - das, was sie dem zuvor Gesagten entnehmen können, was ihnen ihre Wahrnehmung über die jeweilige Situation sagt, ihr allgemeines Weltwissen. Wie jemand »Owe, war sint verswunden alliu miniu jar« versteht, hängt von der Kenntnis der Sprache und von einer Menge sonstigem - von Leser zu Leser unterschiedlichem - Wissen ab; dies ist aber bei keiner Hervorbringung der Sprache, und sei sie noch so banal, im Grunde anders, und wie dies im Prinzip funktioniert, das müßte die Linguistik sagen, oder jedenfalls sagen können.

Die Literaturwissenschaft befaßt sich mit sprachlichen Werken einer bestimmten Art. Sie muß erklären können, was diese von anderen sprachlichen Werken unterscheidet, sie muß erklären können, was das einzelne sprachliche Kunstwerk von einem anderen sprachlichen Kunstwerk unterscheidet, sie muß das Ästhetische und das besondere Ästhetische erklären. Die Linguistik kann dies nicht; es ist auch nicht ihre Aufgabe. Sie müßte aber eine Grundlage dazu bereitstellen können, eine Aufgabe, die sie bislang nicht gelöst hat.

Diese Grundlage zu schaffen, ist eine der beiden Voraussetzungen, die erfüllt werden müßten, wenn sich die LiLi-Idee verwirklichen soll. Die zweite Voraussetzung betrifft etwas, was man durchaus von den Literaturwissenschaftlern erwarten kann, nämlich eine gewisse Neugierde an der Sprache und ihren Gesetzmäßigkeiten insgesamt, und daß man sich an die Tatsache erinnert, daß das literarische Werk zunächst einmal ein sprachliches ist - nicht nur ein sprachliches, aber dies ist zunächst einmal die Grundlage. Wenn man diese Grundlage nicht versteht, dann besteht, glaube ich, wenig Hoffnung zu verstehen, was auf ihr ruht, was das Literarische, das Ästhetische ausmacht.

Für den Linguisten hat, so das kanonische Vorurteil, die Literaturwissenschaft etwas Vages, Wolkiges; schöne Wendungen, schöne Bilder, nichts Faßliches, keine feste Grundlage. Daß die Literaturwissenschaftler in der gegenwärtigen Linguistik keinen Landeplatz sehen, keine Grundlage, auf der man etwas

Sinnvolles aufbauen könnte, kann man aber wohl verstehen. Aber *quam multa fieri non posse, priusquam sint facta, iudicantur*.

4.

Drei der Herausgeber von LiLi, Wolfgang Haubrichs, Wolfgang Klein und Brigitte Schlieben-Lange, widmen dieses, das hundertste Heft der *Zeitschrift für Linguistik und Literaturwissenschaft*, ihrem Kollegen und Freund Helmut Kreuzer, der das Gesicht dieser Zeitschrift mehr als jeder andere geprägt hat. Er weiß davon noch nichts - jetzt, da er diese Einleitung² liest, weiß er es -, und so hat er denn in aller Unschuld dazu beigetragen, denn es sollte ein gemeinsames Heft aller vier Herausgeber sein.

Sie geht im übrigen größtenteils auf eine improvisierte Rede zurück, die ich im Dezember 1993 auf einer Veranstaltung der Universität Siegen anlässlich von Helmut Kreuzers Emeritierung gehalten habe. Sie wurde durch die Freundlichkeit der Veranstalter aufgezeichnet, und ich habe sie hier nur ein wenig redigiert und angepaßt.